



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Münzer, Kurt: Wandern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandern

Von Kurt Münzer



Es sind die grauen Himmel, die man lieben sollte. Blaue sind wie erfüllte Wünsche, leer, sehnsuchtslos, ohne Geheimnis oder Verheißung mehr. Aber hinter den grauen Himmeln wölben sich die blauen, spielt das Licht in allen Farben, wartet die Glut, die Fülle, die Liebe der Sonne; sie sind Hoffnungen, Versprechungen, Ahnungen, Geheimnisse; sie verbergen noch das Herrlichste. Und Glück war niemals etwas anderes als Erwartung.

In Dunst und Nebel hinauszuziehen, in eine noch verheimlichte Welt, in ein Labyrinth von Schleiern, das ist fast schöner als das traumhaft schwere Wandern in Sonnenglut, auf weißen Straßen, Staubwolken hinter sich, ein Engel der Landstraße.

Ich nahm den Stock in die Hand und ein paar Münzen in den Hosensack, Stiefel an, den Filz auf, der schon in drei Gletscherspalten lag und mich einst rettete, als ich auf dem Sanct Bernhard einschneite und er, vom Kopf geweht, die Ketter auf meine Spur brachte. Ein Pfiff dem Hund. Föhn, der Fiabel, der Hirschhund, begleitet mich. Mehr brauche ich nicht. Den Stock zur Stütze, den Hund zum Schirm, eine Münze für die Not und Mut im Herzen und Kraft im Geben. Es war eine böse Zeit. Mein Leben! dachte ich, spottete ich, verachtete ich, mein Leben! Keinen Heller wert, wenn nicht Liebe, Sehnsucht, Wünsche, Dummheiten darin wären. Was soll es! Tu es ab! Krämpfe dich um! Werde was anderes! Und da wußte ich es. Statt der Feder die Beine rühren. Was soll ich sein? Ein Wanderer durch die Welt! Jahraus, jahrein, wandern, wandern, nach namenlosen Zielen, auf unbekanntem Straßen, gut Freund mit Wolken, Tieren, Pflanzen. Nächte im Stroh, unter flüsternden Bäumen, im duftenden Korn. Mit der Sonne auf, mit den Sternen schwärmen, mit dem Monde disputieren und den Fröschen lauschen. Nahrung nehmen von den Bäumen, Durst stillen an den kalten Quellen. Für einen halben Tag einen Kameraden von der Straße. Wer du? Ich der! Und Gruß und Gegengruß, Nachschauen und Weitergehen.

So zog ich aus, und auf der Straße liegt unsere Gesundheit, Freiheit, Seligkeit. Aber nicht auf den Straßen der Stadt, wo man niederschauen muß auf die Füße, achthaben auf den Weg, wo man den Kopf nicht heben darf zum Himmel, will man nicht überrannt werden. Da wird man bleich, weil

man sein Gesicht vom Lichte wendet, da vergißt man des Himmels Antlitz und seine wundervolle, reiche, tiefe Sprache, man vergißt Vögel, Blumen, Wolken und die Düfte der Erde. Nein, auf der Landstraße wächst das Kraut für unseren Kummer. Auf Straßen, die mit Ahorn, Kirsche, Birne, Obereiche, Pappel ins Unendliche locken, hügelauflauf und ab, an Städten vorüber, über Flüsse hinweg, durch Wälder, Wiesen, zwischen Gartenmauern.

Deutschland ließ ich, alte kleine Städte, Träume an der Eisenbahn, Dörfer und Flecken, vergessene Einsamkeiten unseres Jahrhunderts; das Gebirge kam, die Alpen, und ich stieg hinein, hinauf, Firnlicht blendete, Gletscher hauchten kalt, die dünnen Wälder des Engadins rochen nach Moos und Pilzen. Und dann kam die Straße nach Italien hinab. Von Niepsches Wegen kam ich, — sein Haus in Sils Maria steht immer im Schatten —, ich erreichte Maloja am See, das Paradies der Einsamen. Segantini liegt da begraben in der Höhe, die er liebte. Und durchs Bergell hinab verließ ich den Norden. Früh, früh muß man aufbrechen. Kennt ihr die Sonne im Hochgebirge, wenn sie morgens aufgeht? Die so lieb und sanft und milde ist, daß man ihr ins kleine glänzende Gesichtlein sehen kann? Sie tut einem nichts, sie strahlt einen ganz sachte an. Und gerade ging sie über Maloja auf, wie ich den weißen Weg ins Tal hinunterstieg. Blauer Himmel, weiße Wolken, eine große graue über den Bergen des Julier, in der es regnete; und also stand in der Wolke, naß glühend, ein Regenbogen. Und wie ich tiefer und tiefer stieg durch das Stufen- und Terrassenland, war plötzlich die Höhe von Maloja eine schwarze Wand, die hoch das Tal sperrte.

Und noch einmal ging die Sonne mir darüber auf am hellen Himmel. Unten war er grün, unten über Chiavenna. Und dann auf halbem Wege, so plötzlich wie nirgends sonst, ist der Süden da. Promontagne heißt das Dorf, wo unversehens statt der Kiefer die Zypresse steht, statt der Lärche die Kastanie, statt der Kartoffel Wein und Pfirsich statt Tanne. Italien tut sich auf, süß ist die Luft, Musik durchklingt die Sprache. Und hinter Kirchen, Felsen, Wäldern liegt endlich Chiavenna, die zauberische Stadt, Italien am Fuß der beschneiten Alpen, singende Mädchen und dunkle Burschen, heiteres Leben in den Straßen, alle Wechselfälle des Daseins vor den Haustüren, malerische Brücken über dem schäumenden Bach, Ragen auf allen Schwellen und gute Blicke für den Wanderer. Die einzige Miesenermauer eines Palastes drängt in die Gassen hinein, ein Garten tut sich auf wie ein Blick in Sizilien, Rosen, Lorbeer, Oleander und Viburnum. Und schon pfeift ein Zug; die Eisenbahn ist da, die Postkutsche wird abgelöst, der Wanderer nimmt ein Billet, denn die Straße ist traurig öd, und nach einer Stunde öffnet sich der See von Colico.

Arm, nur im Besitz eines tapferen Herzens, wandert es sich am besten. Die Menschen sind gut, sie geben gern einem, der mit Lächeln bittet, eine Mahlzeit. Oder man leistet ihnen eine kleine Arbeit, man repariert die Uhr, die mit der Zeit nicht mitgehen will, man zeichnet ihnen schnell ihr Haus oder das

hübsche Gesicht der jüngsten Tochter, man weiß einen Rat für Hüftweh oder Kopfschmerz. Aber es ist immer schon genug, wenn man nur in ihrer Sprache von ihren Angelegenheiten redet; man darf nur den Fremden nicht spielen. Um meinen Hunger hab ich nie gesorgt, aber um des Hundes Magen. Föhn ist kein Vegetarier, er braucht sein Fleisch. Da ging ich mit ihm zu den Wirtshäusern, und ihr glaubt nicht, welche Freude es ist, für einen Kameraden zu betteln. Auch zeigte Föhn, was er kann; er ist dressiert wie nur ein Hund. Da gaben ihm die Köche eine Rufe voll, bis er sich für den Tag satt fraß. Eine Satte Milch durfte er auch oft ausschlecken. Aber einmal hatte er auch wunde Füße. Da lagen wir vierundzwanzig Stunden still, und der Dorfarzt schenkte mir Puder für die aufgeriebenen Sohlen. Am nächsten Tag war er gesund. Föhn liebt das Klettern wie ich. Auf einen Gletscher ist er mir sogar gefolgt, und feinetwegen mußte ich umkehren, denn ich hatte keine Socken ihm überzuziehen. So war ich nicht allein. Oft nachts, wenn mich der Regen in der Scheune nicht schlafen ließ, unterhielten wir uns. Was geben doch die Landstraßen für tiefe unaussprechliche Gedanken ein; nur den Tieren kann man sie verständlich machen, die der Natur noch nahestehe, aus der sie kommen. Der Hund lag da, horchte und schwieg, wie es der Weisen Art ist; und ich mußte mich bis auf den Grund verstanden.

Wir gingen durch Regen, Sturm und Sonnenglut. Eines war schöner als das andere, aber die Gewitter am schönsten. In den Bergen rollte es, als sollte alle Ordnung der Alpen auf den Kopf gestellt werden. Der Blitz leuchtete zu diesen Umwälzungen. Föhn drückte sich an mich, er ist empfindlich für Elektrizität. Nachts schliefen wir dann unter einem Baum, der noch tropfte. Es klang ganz süß, wie die Stimmen der leibhaftigen Nacht, es tropfte nah und fern; ein Bach gurgelte. Föhn vergalt mir und wärmte mich. Groß wie ein Mensch, aber wärmer und zärtlicher, drückte er sich an mich, und sein Atem ging wie ein mütterliches Wiegenlied. Es war ein Birnbaum, unter dem wir lagen, aber er trug noch keine Früchte. Einmal hatte ich eine Herbstnacht unter einem Apfelbaum verbracht. Es war eine unbewegte stille Luft, aber die ganze Nacht schüttete der liebe alte Baum seine Früchte auf mich nieder. Ich aß sie dankbar auf, und wenn ich einschlafen wollte, so klopfte ein neuer großer Apfel, goldgelb, auf meinen Leib und mahnte mich, für den Magen zu sorgen. Und heut waren es die kühlen großen Tropfen, die fielen und mich weckten.

Wer kennt das Glück, tagein, tagaus in silbernen Morgenfrühen zu wandern, naß von der Quelle, die die Nacht von einem abspülte, in Tau und Duft hinein. Man hört die schlaftrunkenen Stimmen der Vögel, entzückt sich am Orangerot, aus dem die Sonne steigt, die Berge schlafen noch, und plötzlich beleben sie sich. Rosa Blut fließt durch die Firne, rollt durch die Gletscher, ein Felsen speit Blut, ein anderer Gold. Die Welt erwacht. Auf einmal singen alle Vögel munter, weht das Gras, rufen die Hähne, Wolken ziehen schnell, als müßten sie die Nacht einholen, Menschen sind unversehens da, eine Sense

klingt, ein Ruf, Hunde bellen, und mein Hund, der den Weg hinabspringt, antwortet englisch breit. Denn er stammt aus einem Gut bei Devonshire.

Und wenn dann die Mittagsglut heranschleicht — o, wie herrlich lastet sie auf dem Nacken, wie preßt sie ihre Hände einem um die Stirn, versengt die Rippen, röstet die Haut. Wie im Traum wandelt man weiter, alle Poren offen, empfindet sich nicht mehr, ist ein Stück Tier, Natur, ein Teilchen All, das in die große Bewegung mitgerissen ist. Pan ist nicht tot, er verzaubert die Mittagsgänger. Glühend, tief durchsonnt, reif wie eine süße Traube, ausgelöscht als Mensch, nur noch Animal, sinkt man ins Gras, in einen Schatten an einem Duell. Schöner als Schlaf und Traum ist die Mittagsmüdigkeit, denn sie ist ein völliges Sichhingeben an ein Allgefühl, kein Rest vom Ich empfinden ist mehr da. Gras ist man, Wasser, Frucht, Sonnenstrahl, ein Lachen ist man, eine Träne, eine Verückung der Welt. Man schlägt Wurzeln in die Erde, betet zu Ceres und Pan, und das Herz läutet den ewigen Frieden ein.

Die ganze Poebene ist ein Meer von Blut. Allen von Maulbeerbäumen, unendliche Maisfelder und der Strom, der abends wie Blut fließt, der so feierlich zum Meere wallt, lautlos, nur das Uferschilf raunt. Und dann steigt man den Appenin hinan und hinab, geht durch Bolognas Bogenhallen und durch Steinvüsten, über leere Pässe und hört nachts die Eisenbahn sausen, die Lokomotiven so sehnsuchtsvoll pfeifen. Welch herrliches Wandern auf Italiens Straßen, wo Blumen zu unseren Füßen von den Hecken und Gartenmauern niederfallen, wo Feigen am Wege, Drangen, Trauben uns nähren. Die Kuppel von Florenz ist das eine Ziel, Pisas schiefer Turm das andere. Dann, eines Tages, steigt der Traum von Orvieto aus der Ebene, der Trasimenische See breitet stumm ein schwarzes Geheimnis hin. Und einmal leuchtet am Horizont ein weißer Streif, ein silbernes Licht: der Schnee auf dem Sorakte. Und die Campagna haucht heiß und feucht, und die Abendsonne vergoldet die Engelsburg.

Ihr Armen im Auto, im Zuge, ihr fahrt ja an der Welt vorüber. Die Erde wird für euch ein lebloses Panorama. Aber wer sie mit Füßen tritt und mißt, dem gehört sie. Könige sind nur symbolische Herren des Landes, der Wanderer besitzt Landschaft, Volk, erkennt die Seele der Natur und das Wesen der Menschen. Die Sonne auf seinem Gesicht, den Duft der Erde am Leib, die Freiheit des Tieres im Blick — wer kann ihm widerstehen! Die Götter alle lieben ihn; Aphrodite lächelt ihm. Er bittet etwa einen Bauern um ein Nachtlager. Im Umbrischen ist es. Und er bekommt das Häufel im Weinberg zugewiesen, auf einem sachten Hügel. Da geht er zur Ruh, nachdem er mit den Sternen gesprochen. Aber es pocht an die Tür. Wer ist es? Gioconda ist es, die Tochter des Bauern, jung, leicht wie ein Vogel. Sie hat das Lächeln ihrer berühmten Namenschwester, aber weit schöner ist es, denn es ist lebendig und ohne alle Zwiespältigkeit und rein zärtlich. Sie kommt wie ein Tierchen, furcht- und himmlisch schamlos, und lacht, als sie den Wanderer küßt. Und wie sie dann schläft, steht er auf. Mitternacht ist vorüber, und die Sterne wandeln

weiter, der abnehmende Mond steht hinter einem Campanile und lugt verständig um die Ecke. Und der Wanderer pfeift leise dem Hund, und sie wandern fort, von dem Häufel fort, den Weinberg hinab. Da sind hundert weiße Straßen offen, ziellos, namenlos, rätselhaft, hundertfach lockt die Welt, stumme Rufe, schweigende Romanzen klingen herüber, die Freiheit streicht als Wind über die Felder, der Mais duftet, ein Nachttier pfeift. Sie schläft noch, die Liebende; wenn sie die Sonne weckt, ist sie allein. Und der Wanderer lächelt einer anderen zu. Auf seinen Lippen singt ein neuer Name. Und er denkt an die Dichter der Liebe.

Aber ist er nicht selber Dichter und Maler, der Wanderer? Sieht er die Welt nicht neu, empfindet er nicht einziges und bleibt doch stumm? O seliges Schweigen der Wanderschaft! Man lernt die Sprache der Vögel und versteht die stummen Gedanken der Natur, den Sinn der Pflanzen und die Seele der Landschaft.

Als schon der Neuschnee in den Alpen fiel, kehrte ich um. Ich stieg über den Sankt Gotthard in den Norden zurück. Es war ein kalter, trüber, windiger Abend. Airolo war leer, leer der Paß. Soldaten wachten vor den Kasematten, und einzelne Arbeiter ruhten vom Tage, und der Sturm trocknete ihren Schweiß. Wie einsam, wie schauervoll ist dieser Berg, so kahl, immer von Lawinenresten bedeckt. Val Tremola, Val Tremola, Stätte unserer Sorgen. Aller Gram, der je uns verlassen, scheint hierher geflüchtet, in diese Gotthardschlucht, wo nichts sonst lebt, und sucht uns hier wieder auf. Alle Geister, die je in uns tobten, überfallen uns hier. Die Welt ist nackt im Val Tremola, ein Schneebach durchrauscht sie, hier hat Gott verzweifelt, als er die Welt schuf.

Ich erreichte die Paßhöhe, dieses öde schmale Hochtal, es war später Abend, Frost, und der dunkle See war bedeckt vom Eishauch. Aber das Hotel war voll, die Ställe voll, die Hospize voll. Es war ein Samstag, und aus Airolo und Hospental waren Vereine mit Kindern, Frauen, Liebern aufgebrochen, sich gegenseitig zu besuchen. Man gab mir ein Lager in der Autogarage mit zwanzig trunkenen Knechten. Da stand ich lieber auf und ging hinaus, um den See herum, und fand eine Nische im Fels; da legte ich mich hin, und der Hund wärmte mich. So lag ich in meiner letzten Wandernacht. Die Lichter in den Häusern erloschen, Lärm und Lieder verstummten, unter mir glänzte der See und oben Sterne, Sterne und ringsum der nackte Fels mit Schnee, der wie Tücher zur Mondbleiche dalag. An was alles dachte ich! O Nächte im Heu, Nachtigallen im Flieder, Mond zwischen Kastanien, Küsse im Weinberg, Blicke an Gartenzäunen, Sehnsucht, Sehnsucht auf allen Wegen. Nun lag ich da, mehr als zweitausend Meter über dem Tal, in einem Felsengrab, mit einem tief atmenden Hund. Wer wußte, wo ich bin? Keines liebenden Menschen Gedanke konnte mich hier erreichen. Ich war allein, ganz einsam. Und da erfand ich einen neuen Namen für das große Glück des Menschen: Einsamkeit.

O Glück, o Glück, du Einsamkeit!